

was er gesehen hat.“ So läßt Herwig in den Fluchtversuchen (S. 294) den Juden Markus sprechen, dem er manch menschliche Weisheit in den Mund legt. Herwig hat damit auch sein eigenes Werk gekennzeichnet; Dichtung von dem tiefsten Gesetz menschlichen Lebens, das vonseiten der Kreatur Gottsuchen, vonseiten des Schöpfers Vorsehung und Erbarmen ist. Daß der Mensch auch diesem Gesetz seines Wesens gegenüber in Schwäche und Bosheit endgültig versagen kann und daß Gottes erbarmende Vorsehung dann, ohne sich zu wandeln, mit ewiger Hölle strafende Gerechtigkeit ist, wird nicht geschaut und gesagt. Für den Leser, der daraus die einflußende Meinung herausliest, daß diese andere furchtbare Seite des Gesetzes, dem niemand sich zu entziehen vermag, gar nicht Wirklichkeit werden kann, sind diese künstlerisch starken Dichtungen — Roman ist fast eine zu banale Bezeichnung — eine gewisse Gefahr. Coloma hat sich nicht gescheut, kraft der schöpferischen Allwissenheit, die dem Dichter nun einmal seinen Gestalten gegenüber zusteht, bei aller erbarmenden Menschenliebe auch endgültige todssündige Schuld und gottesverdammendes Gericht zu sehen und zu sagen. Wo Herwig die letzte religiöse Entwicklung seiner Menschen bis zum Todesaugenblick in Durchleuchtung ihres Bewußtseins gestaltet, läßt er die Seele immer mit brechendem Blick, rückelndem Seufzer Gott suchen, oder aber er verzichtet auf das Vorrecht der dichterischen Herzenskenntnis und mahnt dann mit Recht den Leser, dem undurchsichtigen Todesgeheimnis gegenüber: Nichts nicht!

„Hoffnung auf Licht“ und „Fluchtversuche“ sind Weiterführungen der großen Dichtung, die mit „St. Sebastian vom Wedding“ heroisch-legendenhaft begonnen und mit den „Eingeengten“ in bitterlich-zärtliche Seelenschilderungen übergegangen ist, die sich in diesen letzten Werken weiterspinnen, ohne daß die unendliche Melodie von dem heimlichen Suchen und Gesuchtwerden des defakenten, sogar pervertierten Großstadtmenschen damit zum letzten Schluß gekommen zu sein braucht. Was über die künstlerische Eigenart der „Eingeengten“ gesagt wurde (114 [1927] 215 ff.), gilt auch von dem dritten und vierten Teil des Sebastiansepos. Stofflich tritt uns eine fast unübersehbare Fülle von bis ins letzte konkretisierten Großstadtmenschen entgegen, die durch einen Schicksalsstoß aus der Bahn geworfen sind oder in krankhafter Flucht sich dem gefunden Sehnen der eigenen Natur entziehen wollen. Man hat aus der Fülle von Einzelschicksalen

den Vorwurf mangelnder künstlerischer Einheit abgeleitet; in der Tat schließt nicht eine durchgehende Romanhandlung oder die Entwicklung eines einzelnen Menschen die epischen Seelenmalereien zusammen, aber Einheit ist doch da, Einheit der von zartem Licht durchzitterten dunklen Stimmung und realistisch-psychologischen, alles durchseelenden Sprachform, Einheit der kranken Großstadtseele, um die, verkörpert in Jüngern und Jüngerinnen des hl. Sebastian, Gottes Barmherzigkeit in unerschöpflicher Geduld wirbt.

G. Stang S. J.

Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Viberkopf. Von Alfred Döblin. 8° (529 S.) Berlin 1930, C. Fischer. Geb. M 9.50

Dem Doppeltitel entspricht ein doppelter Inhalt, dessen zwei Teile in Zusammenspiel und Gegensatz sich binden. Dieses letzte der Werke des dichtenden Berliner Mediziners und Biologen, deren jedes ein Ereignis in der modernsten Literatur seit der Blüte des Expressionismus war, sucht das Chaotische der Großstadt und einen kämpfenden Einzelvertreter des Großstadtchaos in die Gestalt der Wortkunst zu bannen. Für den geborenen Berliner ist es fast eine Notwendigkeit, die bis in die äußerste Konkretheit verfolgten Einzeltzüge seiner Vater- und Lebensstadt zu entnehmen, Berlins eigentümlicher Witz und Humor auch der Mundart gibt eine beschwichtigende Note. Da es Döblin auf das Chaotische in der höchsten Potenz ankommt, verlegt er den Leser in die Umwelt von Berlin-Nord, eine Welt der organisierten Einbrecher, Dieben und Zuhälter; eine Umwelt, die in jeder Millionenstadt ihr Viertel hat. Dem chaotischen Stoff entspricht chaotische Form. Das zusammenhanglose Vielerlei, die eines Gesamtziels entbehrende Bewegtheit, das Willkürliche, nicht Naturgewachsene, das ständige Hereinstrahlen der ganzen Welt im Nachrichthenwesen, die sich gegenseitig verstärkende Anhäufung auch aller bösen Anlagen und Triebe, das Betäuben, Verausgehende, das alles spiegelt sich in der Darstellung, die zuerst den Eindruck der Ideenflucht, der hemmungslosen Berührungsassoziation und Erinnerungsanfalle eines Irren, der kontrolllosen sinnlichen Wahrnehmung, Gedanken- und Wortreaktion eines Narbottisierten macht. Manchmal ist diese Spiegelung der chaotischen Großstadt ins Bewußtsein der alkoholisierten und sittlich aufgelösten Menschen verlegt, aber auch der Erzähler selbst spricht in



demselben chaotischen Wirrwarr. Das Chaos wird nicht in realistischen, sauber entwickelten Miniaturphotographien sprachlich dargestellt, sondern in gesteigerter, nicht gerade ekstatischer, aber doch berauschter Sprach- und Vorstellungskraft, so daß eine chaotische Symphonie des Chaos entsteht, mehr ein sensationmachendes Kunststück des Wort-Artistentums, als ein ewig bleibendes Kunstwerk dichterischen Schaffens.

In dieses Chaos eingebettet, vom Chaos ständig durchbrochen, von sachlich-lehrhaften Überschriften gedeutet ist die Geschichte von Franz Biberkopf, die mit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus beginnt. Der Zement- und Transportarbeiter war zum Einbrecher und Zuhälter hinuntergeglitten, hatte im Affekt einen Totschlag begangen. Jetzt will er anständig leben. Er wird Zeitungshändler am Alexanderplatz. Es geht ihm leidlich, er hat bei einer wohlhabenden Witwe Ausichten, da zerschlägt ihm die Gemeinheit Lüders, dem er sich törichterweise anvertraut hat, die Zukunft. Er kommt ans Trinken, arbeitet aber ehrlich weiter. Unter einem Vorwand wird er von Reinhold, dem übelsten Verbrechertypus des Buches, vor dem ihn von Anfang seine bessere Natur warnt, ohne Wissen und Willen zum Schmierestehen mißbraucht; da die Einbrecherkolonne fürchtet, er werde sie verpfeifen, werfen sie ihn unter das verfolgende Auto. Er kommt unter Verlust des rechten Armes eben mit dem Leben davon. Jetzt wird er Zuhälter und Mitglied einer Einbrecherkolonne. Da trifft ihn der letzte Schlag, der Leib und Seele in die Krise auf Leben und Tod wirft: Reinhold, vor dem er sich seines Mädchens gerühmt hat, ermordet die Niece, da sie ihm nicht zu Willen sein will; eine Szene von raffinierter Gräßlichkeit. Selbst im Verdacht der Täterschaft, seelisch gestört, kommt Biberkopf in psychiatrische Beobachtung; durch Verweigerung der Nahrungsaufnahme liegt er schon im Todeskampf; nun läßt Döblin die entscheidende Wandlung eintreten.

Diese Wandlung ist in jeder Hinsicht ein Gegenstück zu der Eröffnungszene zu Fausts zweitem Teil. Nicht wer immer strebend sich bemüht, ohne Reue in ästhetischem Natur- und Lebensgefühl, üble Vergangenheit vergessend von neuem beginnt, der wird gerettet — sondern die verfehlte Vergangenheit, mehr noch der alte Mensch muß schmerzlich sterben, er muß das Vergangene in seiner Torheit, Sinnwidrigkeit, Gemeinheit erkennen, verachten, verneinen, bereuen. Mit dem zum Sterben qualvollen „Hätte ich doch nicht!“ stirbt der

alte Franz Biberkopf, und der neue Franz Joseph Biberkopf lebt leiblich und sittlich auf. Das Sterben des alten, reuelos immer kraftvoll sich behauptenden Biberkopf ist auch der Tod des asozialen, er sucht und findet den Eingang in die menschliche Gesellschaft, deren grimmige Karrikatur die Einbrecherkolonne war.

Freilich ist dieses Sterben des alten Biberkopf kein Opfertod vor Gott, seine Reue kennt die Rücksicht auf Gott nicht. Er sieht in der Torheit und Gemeinheit seines früheren Lebens nicht den Widerspruch gegen das Sein, das allen Sinn der Welt begründet, behütet und auf sich lenkt. Denn durch Döblins Großstadtchaos dämmert nicht wie bei Herwig das Antlitz eines persönlichen, alles durchwaltenden Gottes. An die Stelle Gottes tritt die Totalität der kosmischen und unterbewußten Kräfte, etwas schicksalhaftes Natur-Magisches, in dem die Sterne leuchten und die Gräser wurzeln. C. Stang S. J.

Abenteuer des Peter Garde. Roman von Peter Dörfler. 8° (414 S.) Freiburg i. Br. 1929, Herder. Geb. M 4.80

Aus Peter Garne, dem Abenteuerer wider Willen (vgl. diese Zeitschr. 104 (1923, S. 143), ist nun ein Peter Garde geworden. Mit vieler Liebe hat der Dichter neu die Farben gemischt. Der Minderbruder aus Gent ist eine seiner Lieblingsgestalten. Das Reich Gottes zu künden zog er aus und muß in harter Sklaverei, in der Wüste und auf dem Meere nur allzusehr die Macht des andern Reiches an sich erfahren. Doch das Morgenrot des neuen Reiches leuchtet schon auf in der Mitte der stillen Gemeinde, die er aus den Sklaven gesammelt hat. Stets aber bleibt er sich und seiner Heimat treu, seinem geliebten Flandern und seiner heiligen Franziskanerregel, bis der Tod dieses Leben pflückt. Ein unbekannter Held aus der Reihe jener vielen, um deren Grab nun keiner mehr weiß.

Farbenprächtig sind die Schilderungen der Wüste; schlichter wird das Geschick dieses Missionshelden erzählt, so einfach, wie des frommen Bruders Sinn in seiner selbstverständlichen Größe. Aus der mehr ungeklärten Form der früheren Fassung ist ein Roman im echten, volkstümlichen Sinne geworden. Wir möchten dem Buch vor allem die Liebe unserer Jugend wünschen. H. Fischer S. J.

Agnes. Eine gotische Geschichte von M. V. Rubatscher. Mit Abbildungen. 16° (46 S.) München 1930, Ars sacra, Jos. Müller. M 1.60